

MAGYAR AFRIKA TÁRSASÁG
AFRICAN-HUNGARIAN UNION



AHU MAGYAR AFRIKA-TUDÁS TÁR
AHU HUNGARIAN AFRICA-KNOWLEDGE DATABASE

VAJDA László

Leo Frobenius heute

Eredeti közlés/Original publication:

Zeitschrift für Ethnologie (Berlin/Braunschweig), 1973, 96. évf., 3. szám,
19–29. old.

Elektronikus újraközlés/New electronic publication:

AHU MAGYAR AFRIKA-TUDÁS TÁR – 000.000.074

Dátum/Date: 2012. szeptember 18.

Az elektronikus újraközlést előkészítette

/The new electronic publication prepared by:

B. WALLNER, Erika és/and BIERNACZKY, Szilárd

Hivatkozás erre a dokumentumra/Cite this document

Vajda László: Frobenius heute, 2012, **pp. 1–17. old.**, *AHU MATT*, No.
000.000.074, <http://afrikatudastar.hu>

forrás megtalálható/The original source is available:

Néprajzi Múzeum Könyvtára

Kulcsszavak/Key words

Leo Frobenius élete és munkássága, kultúratán, kultúrmorfológia, megragadottság, Atlas Africanus, kultúrakör, atlanti kultúrakör, etnológiai historizmus, európai világgép kopernikuszi fordulata, life and works by Leo Frobenius, culture „theory”, culture morphology, Ergriffenheit, culture circle-area, ethnologic historicism, Copernical revolution of the European world view, Leben und Werk von Leo Frobenius, Kulturkunde, Kulturmorphologie, Kulturkreis, ethnologische Historismus,

AZ ELSŐ MAGYAR, SZABAD FELHASZNÁLÁSÚ, ELEKTRONIKUS, ÁGAZATI SZAKMAI KÖNYV-, TANULMÁNY-, CIKK- DOKUMENTUM- és ADAT-TÁR/THE FIRST HUNGARIAN FREE ELECTRONIC SECTORAL PROFESSIONAL DATABASE FOR BOOKS, STUDIES, COMMUNICATIONS, DOCUMENTS AND INFORMATIONS

* magyar és idegen – angol, francia, német, orosz, spanyol, olasz és szükség szerint más – nyelveken készült publikációk elektronikus könyvtára/ writings in Hungarian and foreign – English, French, German, Russian, Spanish, Italian and other – languages

* az adattárban elhelyezett tartalmak szabad megközelítésűek, de olvasásuk vagy letöltésük regisztrációhoz kötött/the materials in the database are free but access or downloading are subject to registration

* Az Afrikai Magyar Egyesület non-profit civil szervezet, amely az oktatók, kutatók, diákok és érdeklődők számára hozta létre ezt az elektronikus adattári szolgáltatását, amelynek célja kettős, mindenekelőtt sokoldalú és gazdag anyagú ismeretekkel elősegíteni a magyar afrikanisztikai kutatásokat, illetve ismeret-igényt, másrészt feltárni az afrikai témájú hazai publikációs tevékenységet teljes dimenziójában a kezdetektől máig./The African-Hungarian Union is a non-profit organisation that has created this electronic database for lecturers, researchers, students and for those interested. The purpose of this database is twofold; on the one hand, we want to enrich the research of Hungarian Africa studies with versatile and plentiful information, on the other hand, we are planning to discover Hungarian publications with African themes in its entirety from the beginning until the present day.

LEO FROBENIUS HEUTE*

Von László Vajda

Ist nun Frobenius in diesem Sinne lebendig? Übt er, üben seine Werke noch eine befruchtende, anregende Wirkung aus? Man kann nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten, denn sein Weiterleben ist verständlicherweise uneinheitlich.

* * *

Gänzlich der Vergangenheit gehört naturgemäß seine außergewöhnliche persönliche Ausstrahlung, der sich – wie man es unzähligen Zeugnissen entnehmen kann – kaum jemand entziehen konnte. Viele, die ihn gekannt haben, haben versucht, den Menschen Frobenius zu schildern; auch sein Werdegang, seine Taten und Äußerungen sind reichlich überliefert. Uns, die wir ihn nicht kannten, vermitteln die Beschreibungen seines Lebens und seines Wesens (nicht zuletzt durch ihre Divergenz) das Bild einer extrem komplizierten Persönlichkeit. Romantischer Schwärmer und zupackender Realist, biederer Konservativer und rücksichtsloser Nonkonformist, Verehrer des Kaisers und Verächter von Autoritäten, asketischer Forscher und publizitätsfreudiger, von Eitelkeit beileibe nicht freier Propagandist seiner Pläne, Bücherwurm und Expeditionsleiter, als Gründer und Organisator ebenso unbegabt wie erfolgreich – und doch, trotz aller Gegensätze in dieser Vielfalt, kein zerrissener Charakter, sondern ein Mann, der mit olympischer Naivität alle Widersprüche in sich in Harmonie verwandelt: Man braucht kein Anhänger der romantischen Lehre vom Naturgenie zu sein, um zu verstehen, daß Leo Frobenius so viele und so verschiedene Menschen fasziniert hat. Diese von ihm ausgehende Faszination mag ein Bestandteil seiner Wirksamkeit gewesen sein – als er noch lebte; im Zusammenhang mit der Frage nach der Bedeutung von Frobenius für die *Gegenwart* wäre eigentlich der Hinweis auf seine persönlichen Eigenschaften kaum von Belang. Wenn ich dennoch der schriftlichen und mündlichen Tradition über den Menschen Frobenius gedenke, so geschieht dies hauptsächlich aus Angst vor dem Mißbrauch seines Bildes – genauer gesagt: seines entstellten

* Vortrag, gehalten am 5. Oktober 1973 in Frankfurt a. M. bei der feierlichen Sitzung der Gesellschaft für Kulturmorphologie aus Anlaß des hundertsten Jahrestages der Geburt von Leo Frobenius.

Bildes. Ein solcher Mißbrauch wäre z. B., manche (zweifellos vorhandenen) konservativen Züge in gelegentlichen Äußerungen dieses politisch nie aktiv hervorgetretenen Gelehrten zu verabsolutieren und ihn zu einem Ideologen des Kaiserreichs umzumodellieren. Ebenso falsch ist aber, wenn etwa die Tatsache, daß Frobenius kein Abitur und keinen Dokortitel besaß, zur Rechtfertigung einer rüpelhaften Bildungsfeindlichkeit zitiert wird. Für uns, die wir in Leo Frobenius einen Meister erblicken, soll er nicht durch biographisch bedingte, für ihn selbst in seinen Forschungen nie verbindlich gewordene Äußerungen oder durch launische Eskapaden seine Bedeutung haben, sondern durch das, was seinem Leben einen objektiven Gehalt gab und ihn auch überlebt, indem es Aktualität hat – Aktualität nicht in dem Sinne, daß es einer Stimmung entgegenkommt, sondern im Sinne des Anregens zum Weiterdenken.

Nicht alles, was Frobenius als Wissenschaftler geäußert hat, hat eine solche Aktualität bewahrt. Gering ist z. B. die anregende Wirkung seiner sogenannten *Kulturlehre*. Zu dem Stichwort „Kulturlehre“ ist allerdings zu bemerken, daß Frobenius eigentlich keine systematische, geschlossene „Lehre“ entwickelt hat. Was er als seine Kulturlehre bezeichnete, das waren mehr oder weniger flüchtige Versuche, seine geschichtsphilosophischen Ideen zu einem Ganzen zusammenzufügen. Bei diesen Versuchen hat er keine glückliche Hand gehabt. Das übersteigerte Pathos seines Vortrags vermag nicht zu verdecken, daß die von ihm vertretenen Ideen (erstens) nicht sonderlich originell waren, (zweitens) schon dem damaligen Stand der Wissenschaft nicht entsprachen.

Bekanntlich Bing Frobenius von der Ansicht aus, daß Kulturen eine Art biologische Organismen sind, gleichsam unabhängig vom Menschen, der ihnen nur als Träger („als Gefäß“) dient; dementsprechend soll die Geschichte der Kulturen durch eigene Wachstumsgesetze vorbestimmt sein: Ihre „Lebenskurven“ durchlaufen bestimmte Phasen des Wachstums und Verfalls. Diese Phasen hat Frobenius mit Hilfe des seit dem Altertum gebräuchlichen Schemas der menschlichen Altersstufen (von der Kindheit bis zum Greisenalter) geschildert. Dieselben Stadien hat er dann nicht nur in die Geschichte der Einzelkulturen, sondern auch in die Menschheitsgeschichte insgesamt hineingesehen: Dem Kindesalter entspricht ein „mythologisches Zeitalter“, denn die wichtigsten Eigenschaften des Kindes sind (nach Frobenius) Ergriffenheit und Spontaneität des Erlebens; dementsprechend soll der Mensch des mythischen Zeitalters sich als einen Teil des Kosmos empfunden haben. Das Jünglingsalter der Menschheit hat seinen Niederschlag in der Entstehung der hohen Religionen, vom Zoroastrismus bis zum Islam. Der dem Mannesalter eigene Sinn für Realitäten findet seine Analogie in einer Epoche, in der jegliche Harmonie zwischen Mensch und Welt aufhört; man ist nicht mehr ergriffen, man will

begreifen – dies ist das Stadium der Philosophie. Das Greisenalter hat schließlich seine menscheitsgeschichtliche Projektion im sogenannten „Zeitalter des Materialismus“, das etwa dem heutigen Begriff der Industriegesellschaft entspricht; kennzeichnend für diese Epoche sei einerseits die Idee der Herrschaft des Menschen über die Natur, andererseits die Abnutzung aller metaphysischen Bindungen an die Welt.

Es erübrigt sich, etwa auf die Naivität jenes vulgären Biologismus einzugehen, der um die Jahrhundertwende weit verbreitet war und auch bei dieser pessimistischen Stufen-Vision Pate stand. Ebenso offensichtlich ist die gefährliche Affinität, die zwischen dieser Dekadenlehre und der Geschichtsmystik von Oswald Spengler besteht – allerdings mit dem Unterschied, daß Spengler trotz seines Anspruchs, den Schlüssel zur Universalhistorie gefunden zu haben, lediglich die Hochkulturen für geschichtlich relevant hielt, während Frobenius charakteristischerweise davon ausging, daß es keine geschichtslosen oder geschichtlich bedeutungslosen Kulturen gibt. Ein weiterer Unterschied besteht in der Attitüde: Während Spengler sich anmaßte, den künftigen Gang der Geschichte voraussagen zu wollen, hielt Frobenius solche sibyllinischen Prognosen für unverantwortlich. Dies ändert nichts daran, daß seine Sonntagsausflüge in die Kulturphilosophie ihn dazu verleitet haben, eine geschichtsfremde, auf die formale Abstraktion vulgärbiologischer Kategorien gegründete Hypothese zu konstruieren.

Manche Verehrer von Frobenius, die sich für seine Kulturlehre nicht erwärmen können, glauben wenigstens die „Kühnheit des Versuchs“ loben zu müssen. Es ist aber m.E. nicht nur unnötig, sondern auch verfehlt, unsere de facto längst stattgefundene Trennung von der Frobeniusschen Kulturlehre nachträglich so schonend kundzutun; verschönernde Phrasen könnten jene echte Bewunderung diskreditieren, mit der die Wissenschaft die sonstigen Leistungen von Frobenius anerkennt.

Denn seine sogenannte Geschichtsphilosophie nimmt in seinem Lebenswerk einen unwichtigen Platz ein. Ich werde sogar versuchen, Ihnen zu zeigen, daß der Forscher Frobenius von den Ansichten des Philosophen Frobenius im wesentlichen unbeeinflusst geblieben ist – ja noch mehr: Als Forscherschlug er eine Richtung ein, die von seiner Kulturlehre diametral wegführt und uns noch immer weiterführt. Es steht mir nicht an, das psychologische Rätsel dieses Widerspruchs, dessen sich Frobenius anscheinend gar nicht bewußt wurde, lösen zu wollen. Die Geschichte bietet auch andere Beispiele dafür, daß ein Genie sozusagen malgré lui Großartiges leistet. Der wohl berühmteste Parallellfall ist Balzac, der als Privatmann ein Royalist und Verehrer der verfallenden Aristokratie war, in dessen Werken aber letzten Endes genau das Gegenteil seiner eigenen Ansichten zum Ausdruck kommt.

* * *

Es ist unmöglich, in dem mir zur Verfügung stehenden Rahmen einen Überblick über die Forschungen von Leo Frobenius zu geben. Die *Fakten* sind hinlänglich bekannt: die imponierende Menge der Veröffentlichungen, von denen viele zu den klassischen Werken der Ethnologie gehören oder als Quellen unentbehrlich sind; die zwölf großen Forschungsreisen, die die Ansichten der europäischen Wissenschaft über Afrika veränderten; der monumentale Atlas Africanus; das einmalige Felsbilderarchiv – lauter Meilensteine in der Geschichte der Völkerkunde. Zu seinen „Werken“ gehört auch das weltbekannte, heute seinen Namen tragende Institut, dessen fortwährende Bedeutung ich heute und hier nicht zu würdigen brauche. Rein quantitativ betrachtet, zeugt dies alles als Frucht eines nicht einmal langen Lebens von einer immensen Arbeitskraft und Kreativität. Bedenkt man noch, in wie vielen und verschiedenen Bereichen, die für andere Inhalt genug für ein ganzes Gelehrtenleben sind, Frobenius seine Meisterschaft bewiesen hat; wie viele und verschiedene Forschungszweige ihn zu ihren Bahnbrechern rechnen; und wie viele von seinen Einzelergebnissen als fundamental gelten – dann fühlt man sich wie Moses vor dem brennenden Dornbusch, denn das Genie hat etwas Numinoses. Mir liegt jetzt aber weniger daran, unsere Bewunderung für die bleibenden Verdienste eines wahrhaftig großen, geradezu überwältigend großen Gelehrten der Vergangenheit auszudrücken. Ich möchte vielmehr zeigen, daß Leo Frobenius nicht *nur* eine ehrfurchtgebietende Gestalt unserer Ahnengalerie ist, sondern auch heute noch wirkt, weil wir noch immer von ihm lernen, mit ihm streiten, die Antwort auf die von ihm gestellten Fragen suchen. Bei der Fülle der Anregungen; die noch immer aus seinen Werken sprudeln, ist es jedoch unvermeidlich, diese Darstellung von vornherein auf wenige Schwerpunkte zu beschränken. Ich erlaube mir, lediglich zwei *Fragen an* Leo Frobenius zu richten Fragen, die für die gegenwärtige Forschung von zentraler Bedeutung sind, ihn aber eigentlich nie bewußt beschäftigt haben.

* * *

Die *erste Frage* könnte in generalisierter Form so lauten: Wie ist das richtige, wissenschaftlich nützliche Verhältnis zwischen Tatsachenforschung und Theorie? Diese Formulierung ist insofern irreführend, als sie des spezifischen Bezugs auf die Völkerkunde entbehrt. Uns geht es aber jetzt nicht um allgemein-erkenntnistheoretische Prinzipien, sondern um die Art, wie die Ethnologen diese Prinzipien in ihrer Forschungspraxis (bewußt oder unbewußt) verwenden.

Die gegenwärtige Lage in der Völkerkunde ist in dieser Hinsicht verwirrend. Klarheitshalber sei nur auf die polar gegensätzlichen Auffassungen hingewiesen. Da gibt es auf der einen Seite leidenschaftliche Befürworter des Vorrangs der Theorie; sie bestreiten den Sinn jeder empirischen Detailforschung, die nicht von vornherein von einem bewußt angelegten Denkmodell ausgeht. Auf der anderen Seite steht eine Art schweigende Mehrheit: tüchtige Forscher, die überzeugt sind, sich in ihren Feststellungen nur von den Tatsachen leiten zu lassen. Gemeinsam für beide Lager ist lediglich die fehlende Bereitschaft, sich mit den Argumenten und kritischen Vorwürfen des Gegners gründlich auseinanderzusetzen. Die Anhänger der ersteren Überzeugung erklären (mit Recht), daß die vorgebliche Objektivität des reinen Empirikers bestenfalls eine Illusion ist; es gibt sogar zahlreiche Beispiele dafür, daß grundständige, aber theoretisch ahnungslose Forscher sich von menschenfeindlichen (und d. h. auch wissenschaftsfeindlichen) Kräften einspannen ließen. Dagegen können wiederum jene, die die Tatsachenforschung bevorzugen, mühelos nachweisen, wie leicht und wie oft so manche Theoretiker geneigt sind, von ihren eigenen Spitzfindigkeiten berauscht, die Wirklichkeit in das Prokrustesbett eines blutlosen Systems zu zwingen.

Dieses falsche Dilemma einer Wahl zwischen empirischer oder theoretischer Arbeit, das jeder Dialektik spottet, ist eine keineswegs sporadisch vorkommende Begleiterscheinung der gegenwärtigen Ethnologie und als Pegelmarke eines Forschungsstandes alles andere als erfreulich. Es ist nur übertrieben, aber nicht unwahr, wenn man behauptet, daß es oft lediglich von der jeweiligen Schultradition abhängt, ob ein Forscher – etwa im Fahrwasser der sogenannten Neo-Evolutionisten – unbekümmert um die stupiden Fakten die thermodynamische Effizienz der altmexikanischen Kulturen errechnen will, oder aber – in tiefer Verachtung jeglicher Spekulation – sein Leben dem typologischen Studium von Nasenstäbchen widmet.

Welchem Lager müßte man Frobenius zuordnen? Die m. E. berechtigte scharfe Trennung seiner unfruchtbaren kulturphilosophischen Konstruktionen von seinen hervorragenden Leistungen in der Forschung darf nicht den völlig falschen Eindruck erwecken, als wollten wir den Theoretiker Frobenius fallenlassen, den eifrigen Datensammler dagegen glorifizieren. In Wirklichkeit verdienen seine philosophischen Improvisationen kaum den Namen einer Theorie, Verdienste eines wahrhaftig großen, geradezu überwältigend großen Gelehrten der Vergangenheit auszudrücken. Ich möchte vielmehr zeigen, daß Leo Frobenius nicht *nur* eine ehrfurchtgebietende Gestalt unserer Ahnengalerie ist, sondern auch heute noch wirkt, weil wir noch immer von ihm lernen, mit ihm streiten, die Antwort auf die von ihm gestellten Fragen suchen. Bei der Fülle der Anregungen, die noch immer aus

seinen Werken sprudeln, ist es jedoch unvermeidlich, diese Darstellung von vornherein auf wenige Schwerpunkte zu beschränken. Ich, erlaube mir, lediglich *zwei Fragen* an Leo Frobenius zu richten Fragen, die für die gegenwärtige Forschung von zentraler Bedeutung sind, ihn aber eigentlich nie bewußt beschäftigt haben.

* * *

Die *erste Frage* könnte in generalisierter Form so lauten: Wie ist das richtige, wissenschaftlich nützliche Verhältnis zwischen Tatsachenforschung und Theorie? Diese Formulierung ist insofern irreführend, als sie des spezifischen Bezugs auf die Völkerkunde entbehrt. Uns geht es aber jetzt nicht um allgemein-erkenntnistheoretische Prinzipien, sondern um die Art, wie die Ethnologen diese Prinzipien in ihrer Forschungspraxis (bewußt oder unbewußt) verwenden.

Die gegenwärtige Lage in der Völkerkunde ist in dieser Hinsicht verwirrend. Klarheitshalber sei nur auf die polar gegensätzlichen Auffassungen hingewiesen. Da gibt es auf der einen Seite leidenschaftliche Befürworter des Vorrangs der Theorie; sie bestreiten den Sinn jeder empirischen Detailforschung, die nicht von vornherein von einem bewußt angelegten Denkmodell ausgeht. Auf der anderen Seite steht eine Art schweigende Mehrheit: tüchtige Forscher, die überzeugt sind, sich in ihren Feststellungen nur von den Tatsachen leiten zu lassen. Gemeinsam für beide Lager ist lediglich die fehlende Bereitschaft, sich mit den Argumenten und kritischen Vorwürfen des Gegners gründlich auseinanderzusetzen. Die Anhänger der ersteren Überzeugung erklären (mit Recht), daß die vorgebliche Objektivität des reinen Empirikers bestenfalls eine Illusion ist; es gibt sogar zahlreiche Beispiele dafür, daß grundanständige, aber theoretisch ahnungslose Forscher sich von menschenfeindlichen (und d. h. auch wissenschaftsfeindlichen) Kräften einspannen ließen. Dagegen können wiederum jene, die die Tatsachenforschung bevorzugen, mühelos nachweisen, wie leicht und wie oft so manche Theoretiker geneigt sind, von ihren eigenen Spitzfindigkeiten berauscht, die Wirklichkeit in das Prokrustesbett eines blutlosen Systems zu zwingen.

Dieses falsche Dilemma einer Wahl zwischen empirischer oder theoretischer Arbeit, das jeder Dialektik spottet, ist eine keineswegs sporadisch vorkommende Begleiterscheinung der gegenwärtigen Ethnologie und als Pegelmarke eines Forschungsstandes alles andere als erfreulich. Es ist nur übertrieben, aber nicht unwahr, wenn man behauptet, daß es oft lediglich von der jeweiligen Schultradition abhängt, ob ein Forscher – etwa im Fahrwasser der sogenannten Neo-Evolutionisten – unbekümmert um die stupiden Fakten die thermodynamische Effizienz der altmexikanischen

Kulturen errechnen will, oder aber – in tiefer Verachtung jeglicher Spekulation – sein Leben dem typologischen Studium von Nasenstäbchen widmet.

Welchem Lager müßte man Frobenius zuordnen? Die m. E. berechnete scharfe Trennung seiner unfruchtbaren kulturphilosophischen Konstruktionen von seinen hervorragenden Leistungen in der Forschung darf nicht den völlig falschen Eindruck erwecken, als wollten wir den Theoretiker Frobenius fallenlassen, den eifrigen Datensammler dagegen glorifizieren. In Wirklichkeit verdienen seine philosophischen Improvisationen kaum den Namen einer Theorie, während seine ethnologischen Arbeiten selbst bei flüchtiger Prüfung erkennen lassen, daß der Forscher Frobenius durch und durch Theoretiker war. Ebenso unverkennbar ist aber auch, daß er gleichzeitig ein Fanatiker der Tatsachenforschung war, daß er den größten Teil seines Lebens dem Sammeln und Ordnen von Materialien widmete, daß er jede Angabe zur Verbreitung eines Pfeiltyps, jede Variante eines Märchens für wichtig hielt. Schlagwort-Akrobatik ohne substantielles Wissen war ihm verhaßt.

Er war eben Theoretiker *und* Empiriker – aber beileibe kein Repräsentant jenes biedereren Typs, der zwar sowohl das wirklichkeitsfremde Systemdenken als auch das sterile Faktensammeln ablehnt, aber einen goldenen Mittelweg zwischen Skylla und Charybdis finden will. Frobenius war nichts weniger als ein Fürsprecher der *aurea mediocritas*. Da ihm, soweit feststellbar, die Werke der großen Erkenntnistheoretiker praktisch unbekannt waren, muß er instinktiv, ohne viel Ahnung von Hegel und sicherlich ohne Kenntnis von Marx, den Weg zum konsequent dialektischen Verfahren gefunden haben, das er meistens mit schlafwandlerischer Sicherheit verwendete.

Ein besonders aufschlußreiches Beispiel für sein Vorgehen bietet die Geschichte der Kulturkreistheorie.

1898 veröffentlichte Frobenius ein Buch mit dem anspruchsvollen Titel „Der Ursprung der afrikanischen Kulturen“. Das Werk, das den Auftakt zur kulturgeschichtlichen Erforschung Afrikas bilden sollte, fand in den Fachkreisen ein überwiegend ungünstiges Echo. Es ist ausgesprochen peinlich, die damaligen Rezensionen und späteren Stellungnahmen zu Frobenius Buch zu lesen: Man hat zwar so nebenbei den erstaunlichen Kenntnisreichtum des 25 jährigen Verfassers anerkannt, auf seine Konzeptionen und Schlußfolgerungen wurde aber bestenfalls mit einigen Distanz bewahrenden Lobesworten hingewiesen (wie z. B. mit der Feststellung, daß Frobenius nicht nur außerordentlich fleißig ist, sondern auch einen „regsamem Geist“ besitze). In wenigen Jahren hat sich zwar gezeigt, daß man mit dem Kulturkreis-Begriff allerhand anfangen konnte, trotzdem ist dessen

gedankliche Basis beim jungen Frobenius nie einer gründlichen Analyse unterzogen worden.

Als Vorläufer des Frobeniusschen Buches werden in forschungsgeschichtlichen Darstellungen die in den 1890er Jahren erschienenen Arbeiten von Friedrich Rätzelt und Heinrich Schurtz erwähnt, in denen einige auffallende, nicht leicht erklärbare Ähnlichkeiten zwischen Kulturen in weit voneinander entfernten Gebieten (z. B. in manchen Teilen Afrikas und Melanesiens) untersucht worden sind. Bei der Zahl und der Qualität der Übereinstimmungen konnte man sie schwerlich einfach dem Zufall zuschreiben; da aber die Annahme von Kontakten etwa zwischen Afrika und Melanesien in den Jahrhunderten vor der Kolonisierung wenig plausibel erschien, haben diese Forscher mit großem intellektuellen Mut die Hypothese aufgestellt, daß die von ihnen nachgewiesenen Parallelen in der Bewaffnung, in der Ornamentik, in der Mythologie usw. durch ausgedehnte, sehr frühe Völkerwanderungen zu erklären seien. – Daß Frobenius in seinem 1898 erschienenen Buch in mancher Hinsicht an die Gedanken von Rätzelt und Schurtz angeknüpft hat, ist von ihm selbst betont worden; die forschungsgeschichtliche Kontinuität verdeckt aber nicht das gedankliche Novum: die von Frobenius eingeführte Kulturkreis-Konzeption. Es handelte sich nicht mehr um die Verbreitung einzelner Kulturelemente, sondern um möglichst umfangreiche Komplexe von Kulturerscheinungen, deren Zusammengehörigkeit in erster Linie aufgrund ihrer ähnlichen geographischen Verbreitung postuliert worden ist; darüber hinaus hat aber Frobenius vorausgesetzt, daß diese Komplexe („Kulturkreise“) nicht als mechanische Anhäufungen miteinander zufällig gekoppelter Elemente, sondern als sinnvolle Strukturen aufzufassen sind. Die von Rätzelt und Schurtz gestellte Frage ist also auf entscheidende Weise vertieft worden, denn es ging Frobenius nicht einfach darum, ob irgendwelche Gruppen irgendwann von einem Gebiet in ein anderes gewandert waren, sondern um die Geschichte ganzer Kulturformen als Ordnungstypen des menschlichen Lebens.

War es nun legitim, beim damaligen Stand der faktischen Kenntnisse so anspruchsvolle Ziele zu setzen und sogar zu versuchen, gleich eine erste Antwort auf so schwierige Fragen zu geben? Von unserer gegenwärtigen Warte aus wäre man wohl geneigt, schulmeisterlich die Seriosität eines solchen Versuchs zu bezweifeln, denn gegen Ende des 19. Jahrhunderts hat man in Europa von den afrikanischen Kulturen herzlich wenig gewußt. Gerade deshalb muß aber mit allem Nachdruck festgestellt werden, daß Frobenius genau das getan hat, was dem wissenschaftlichen Fortschritt entsprach. Er, ein unübertroffener Kenner der Quellen, hat am besten gewußt, wie schwach die materielle Basis seiner Theorie war, sonst wäre er kein so besessener Befürworter der Feldforschung gewesen. Trotzdem zögerte er nicht, die ihm zur Verfügung stehenden Tatsachen in eine

durchdachte und umfassende Theorie einzufügen – in eine Theorie, die mit den Fakten harmonisierte, aber denkerisch über dem Niveau der Faktizität lag. Die weitere Entwicklung hat gezeigt, daß das vom jungen Frobenius entworfene Bild der afrikanischen Kulturen zwar zahlreiche wertvolle Beobachtungen und Kombinationen enthält, aber eigentlich in keinem Punkt ganz zutreffend ist; genauso hat sich aber gezeigt, daß seine Theorie hermeneutisch ungemein fruchtbar, wissenschaftlich weiterführend war. Hatte sich Frobenius durch die Dürftigkeit seines Materials abschrecken lassen, hatte er auf scheinbar „nüchterne“ Weise „ignoramus“ gesagt und auf einen Erklärungsversuch verzichtet, dann wäre die Ethnologie nach der Jahrhundertwende um wahrhaft entscheidende Anregungen armer geblieben.

Ist die jetzt geschilderte Einzelheit aus der Werkstatt von Frobenius geeignet, so manche theoriescheuen Philister in der heutigen Wissenschaft eines Besseren zu belehren, so liefert uns ein Blick auf die weitere Geschichte der Kulturkreis-Konzeption Gelegenheit, den Theoriefetischisten unter uns das Vorbild von Frobenius vor Augen zu halten.

Denn die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sieben Jahre nach dem Erscheinen des vielgeschmähten Buches wurde der von den meisten Fachkollegen ignorierte oder ausdrücklich abgelehnte Kulturkreis-Begriff auf einmal von anerkannten ethnologischen Autoritäten aufgegriffen und zu einem zentralen Begriff der vergleichenden Forschung erhoben. Hatte das Gute gesiegt? War Aschenputtel vom Königssohn geheiratet worden? Nicht ganz. Bei aller Anerkennung der Größe von Graebner, Ankermann, W. Schmidt und anderen Vertretern der sogenannten kulturhistorischen Ethnologie müssen wir feststellen, daß sie von einer völlig mechanistischen Geschichtsauffassung geleitet waren und dementsprechend auch die Frobeniussche Kulturkreis-Konzeption weitgehend entwerteten. In ihrer Darstellung erschien die Kultur wie eine durch Addition selbständiger Elemente entstandene Größe und die Geschichte der Kulturen wie eine gleichsam mechanische Folge von Beziehungen zwischen den einzelnen Kulturkreisen. Die der ursprünglichen, von Frobenius vertretenen Auffassung eigene, ja ihr zugrunde liegende Idee vom Funktionszusammenhang der Komponenten und der offene Blick für die Möglichkeit eines endogenen, d. h. ohne äußere Einflüsse eintretenden Kulturwandels wurden von den neuen Kulturkreistheoretikern merkwürdigerweise als Zeichen eines Ahistorismus verurteilt.

Die weitere Geschichte der Kulturkreis-Forschung verlief in zwei Bahnen.

Da war erstens die sogenannte kulturhistorische Ethnologie. (Diese üblich gewordene Bezeichnung ist freilich irreführend, denn kulturhistorische Problematik muß nicht unbedingt mit den Auffassungen dieser Forschergruppe verbunden sein.) Die Stoßtruppe der kulturhistorischen Ethnologie

bildete von etwa 1910 an die „Wiener Schule“ des großen Wilhelm Schmidt, der ein strenges Regiment führte. Durch enge Zusammenarbeit mit den Missionen, durch Lehrstühle, durch den Anthropos-Kreis etc. verfügten die Vertreter dieser Forschungsrichtung von vornherein über äußerst günstige Voraussetzungen zur produktiven Arbeit und zur Beeinflussung der wissenschaftlichen Öffentlichkeit. Diese Vorteile trugen sicherlich dazu bei, daß die kulturhistorische Ethnologie (hauptsächlich im deutschsprachigen Raum, aber auch anderswo) für lange Jahrzehnte die herrschende völkerkundliche Richtung geworden ist. – Auf der anderen Seite stand Frobenius, mit wenig Geld, oft sogar mittellos, fast ohne akademischen Einfluß, mit einer kleinen Gruppe von Mitarbeitern, die z. T. Studenten oder interessierte Laien waren.

Es ist aber nicht allein durch die organisatorische, finanzielle und zahlenmäßige Überlegenheit der kulturhistorischen Schule zu erklären, daß sie Frobenius meistens übertönt hat. Ihre außerordentliche Breitenwirkung verdankte sie nicht zuletzt der Bereitschaft von W. Schmidt und anderen Autoritäten der Wiener Schule, so etwa wie eine dogmatisierte Lehre auszuarbeiten und zu vertreten. Diese Lehre war äußerst einprägsam, Jenes Schema der Kulturkreise, das Graebner 1905 für Ozeanien und Australien ausgearbeitet hatte, wurde (mit einigen Modifikationen) übernommen und – auf die ganze Welt und auf die ganze Urgeschichte ausgedehnt! Mit echtem Mut zur Vereinfachung wurde also die Geschichte der Menschheit (bis zum Auftreten der Schriftkulturen) durch ein simples System von insgesamt acht Kulturkreisen erfaßt. Auch die Merkmale und der Stammbaum der acht Kulturkreise wurden genau bestimmt – anscheinend ein für allemal, denn an den *Grundzügen* des Schemas ist im Laufe eines halben Jahrhunderts praktisch nichts geändert worden. Noch dazu hatten alle Definitionen die bestechende Luzidität einer Gebrauchsanweisung. Alles war klar und einfach; und daß solche großen, umfassenden Vereinfachungen – unabhängig von ihrem objektiven Wahrheitsgehalt – über eine erhebliche Anziehungskraft verfügen, dafür sind genügend viele Beispiele bekannt.

Frobenius war dagegen nicht bereit, seinen eventuellen Schülern und anderen Interessierten eine vereinfachte und verbindliche Zusammenfassung, eine Art kurze Bibel seiner Kulturkreislehre in die Hand zu drücken. Man kann zwar nicht behaupten, daß die Darstellung der afrikanischen Kulturkreise in seinen Werken übermäßig kompliziert oder unklar ist, aber sie erweckt nicht die Illusion, die einzig richtige Formel zu sein; auch der Schein einer Endgültigkeit konnte nicht entstehen, denn Frobenius hat seine Feststellungen oft und bedenkenlos korrigiert. Es soll freilich nicht verschwiegen werden, daß auch die Schriften von Frobenius zahlreiche Stellen enthalten, die man als Beispiele für falsche Vereinfachung zitieren könnte, weil die Schilderung eines Vorganges oder eines Tatbestandes nicht

alle wesentlichen Züge enthält; bei solchen Fehlern handelt es sich z. T. um sachliche Irrtümer (d. h. um die unzutreffende Beurteilung eines Zusammenhanges), z. T. wohl um die Folgen der überstürzten Hast, mit der Frobenius – wie mir scheint – manche Abschnitte in manchen Arbeiten geschrieben hat. So ärgerlich aber solche Fehler auch sein mögen, sie bilden immer Einzelfälle, die sich nie zu einer *Tendenz* willkürlicher Vereinfachung verdichten. Um so ausgeprägter ist die entgegengesetzte Tendenz: der stets spürbare Wille, der Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit der Wirklichkeit gerecht zu werden.

Den Anstrengungen von Frobenius, komplizierte Verhältnisse auf adäquate Weise zu erfassen, verdanken wir eine Anzahl wichtiger Verfeinerungen in der Methodik der vergleichenden Kulturforschung. War z. B. die Ausbreitung einer Kultur oder eines Kulturgutes für die Forscher der Wiener Schule ein fast unproblematischer Vorgang, den man nicht genauer zu untersuchen brauchte, so hat Frobenius wiederholt betont, man dürfe nicht von der Annahme ausgehen, daß z. B. die Verbreitung einer neuen sozialen Institution auf dieselbe Weise und mit der gleichen Geschwindigkeit verläuft wie die Verbreitung eines neuen Werkzeugs; und dieser Hinweis auf die Differenziertheit historischer Abläufe hat natürlich konkrete Konsequenzen für unsere Arbeitspraxis (z. B. für die kritische Auswertung von Verbreitungskarten). Als weiteres Beispiel erwähne ich die Überlegungen von Frobenius über Fälle, in denen archaische, schon fast verschwundene Traditionsreste unter bestimmten Umständen wiederauflebten. Auch diese frappierende Vorwegnahme der in der modernen Forschung oft behandelten Revival-Idee hat methodologische Folgen, indem sie z. B. die Fragwürdigkeit jener simplen Merkmale sichtbar macht, auf Grund deren die meisten Vertreter der kulturhistorischen Ethnologie die Altersfolge verschiedener Kulturen zu bestimmen pflegten. Besonders aufschlußreich ist schließlich die schroffe, unbedingte Absage, die Frobenius dem Kulturkreis-Schema der Wiener Schule erteilte – hauptsächlich aus prinzipiellen Gründen. Hatte das Schema noch so viele sachliche Fehler enthalten, wären Korrekturen möglich oder wenigstens nicht undenkbar gewesen; in diesem Fall hat aber Frobenius nicht nur die faktischen Fehler beanstandet, sondern auch die grob-mechanistische Übertragung eines Systems, das bestenfalls die historische Struktur der Südsee-Kulturen widerspiegelt, auf die ganze Welt. Eine so grausame Simplifikation der Menschheitsgeschichte war nach Frobenius' Meinung unkorrigierbar.

Diese und viele andere Beispiele lassen erkennen, wie sehr Frobenius bemüht war, die geschichtliche Wirklichkeit ihres Reichtums nicht zu berauben. Mit dieser Sorge, möglichst alle wirklich wesentlichen Züge eines ethnographischen Phänomens oder eines historischen Zusammenhanges zu begreifen, hängt wohl zusammen, daß die für die Wiener Schule so

charakteristische Tendenz zur Dogmenbildung ihm vollkommen fremd war. Nach Erzählungen seiner Schüler kam es oft vor, daß er z. B. in einer Seminardiskussion ganz unerwartet eine Ansicht vertrat, die von einer früheren, in einem seiner Bücher geäußerten Meinung erheblich abwich; ergab sich dabei, daß einer der Teilnehmer ihn im mit dem Hinweis auf diesen Widerspruch festlegen wollte, soll er den Einwand mit dem Spruch beiseite geschoben haben: „Was geht mich mein dummer Quatsch von gestern an!“ Aufschlußreich an dieser Art der Reaktion ist nicht die pointierte Formulierung, die höchstens einen unkonventionellen persönlichen Stil erkennen läßt, sondern die auch hier zum Ausdruck kommende Einstellung zur wissenschaftlichen Erkenntnis. Damit stoßen wir auf einen grundlegenden Wesenszug des Forschers Frobenius: auf das ständig wache Wissen um den *Annäherungscharakter* des wissenschaftlichen Erkennens. Dieses Wissen hat ihn befähigt und gezwungen, seine eigenen Theorien ständig mit neuen Tatsachen zu konfrontieren. Das Verfahren ist abstrakt betrachtet – rein denkerisch; es erhält aber in der konkreten Praxis eines jeden Forschers auch einen ethischen Aspekt, auf den ich wenigstens hinweisen möchte, um unser Bild von Frobenius, das durch biographische Anekdoten entstellt zu werden droht, gleichsam zu restaurieren. Dieser Mann, dem man in seinem Verkehr mit den Menschen weder mangelndes Geltungsbedürfnis noch übertriebene Bescheidenheit nachsagen konnte, dieser Mann war *eigentlich* – nämlich als Forscher – zutiefst demütig. Verfolgt man in seinen Werken, möglichst in chronologischer Abfolge, die ständigen, keineswegs nur Details betreffenden Korrekturen etwa in der Schilderung des von ihm als „atlantische Kultur“ bezeichneten Komplexes oder der „erythräischen“ Kulturen, die oft einschneidenden Änderungen in der Beurteilung der historischen Beziehungen Afrikas zum alten Mittelmeer, zur Vorderasien, Indien oder Melanesien: dann erkennt man erst, wie bedingungslos diese Demut war – die Demut des Forschers gegenüber dem Forschungsobjekt. Es gab keine ihm lieb gewordene Theorie, keine von ihm noch unlängst leidenschaftlich verfochtene Kombination, die er nicht ohne Zögern aufgab, wenn zwischen Tatsachen und Theorien ein Widerspruch feststellbar wurde.

Wir stehen aber nicht nur vor den Manifestationen einer hohen wissenschaftlichen Moral, sondern auch vor eminent klaren Beispielen für die konsequent dialektische Auflösung des Pseudodilemmas „Tatsachenforschung versus theoretische Arbeit“. Frobenius, einer der phantasiereichsten und kühnsten Theoretiker in der Geschichte der Ethnologie, hatte den tiefsten Respekt vor Tatsachen – nicht *ohwohl*, sondern weil er ein bedeutender Theoretiker war. Und Frobenius, der unermüdliche Materialsammler, hat in jeder Phase seiner Arbeit theoretische Schlüsse gezogen – weil er in ständigem Kontakt mit dem Material stand, weil er in jedem

Augenblick seines Lebens bestrebt war, neue und wieder neue Teilchen aus dem unerschöpflichen Reichtum der Wirklichkeit in sich aufzunehmen.

Die *zweite Frage*, die ich im Lichte der Forschungen von Leo Frobenius kurz erörtern möchte, ließe sich auf verschiedene Weise formulieren. Etwa: Gehört die *historische* Problematik zu den Aufgaben der Ethnologie? Oder: Ist die Ethnologie imstande, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der schriftlosen Zeiten zu liefern? Oder: Kann eine historisch orientierte Ethnologie überhaupt als Wissenschaft gelten? – Wie auch immer man es artikulieren mag, es geht um das Unbehagen, das die Auffassung der Ethnologie als einer historischen Wissenschaft vielerorts bereitet.

Die Frage nach der Richtigkeit dieser Auffassung scheint für Frobenius überhaupt nicht existiert zu haben. Es scheint für ihn eine Selbstverständlichkeit gewesen zu sein, daß die Ethnologie vorwiegend historische (namentlich kulturhistorische) Fragen zu stellen und zu beantworten habe. Auf jeden Fall war seine ganze Forschungstätigkeit durch historische Probleme bestimmt; „Völkerkunde Afrikas“ als Begriff war für ihn gleichbedeutend mit afrikanischer Kulturgeschichte.

Neuerdings wird aber die historische Zielsetzung von vielen abgelehnt, oft mit solcher Vehemenz, daß verschiedentlich schon von einer regelrechten Geschichtsfeindlichkeit gesprochen worden ist. Durch die Brille dieses Antihistorismus betrachtet, müßten die wissenschaftlichen Leistungen von Frobenius als wertlos gelten, seine gesamte Forschungsarbeit wäre ein tragisches Beispiel für vergeudete Millie, und unsere Fragen nach der wissenschaftlichen Aktualität von Frobenius wäre beantwortet – in negativem Sinne.

Bekanntlich ist das Desinteresse an der Geschichte kein auf die Ethnologie beschränktes Phänomen. Seitens der verschiedensten Fachbereiche werden wir belehrt, daß die Abwertung aller Arten der historischen Forschung unvermeidlich ist. Ein Nichtakademiker, Henry Ford, hat diese „Erkenntnis“ am klarsten ausgedrückt: „History is bunk.“ Der Begründungen gibt es viele. Schöngelster sprechen melancholisch von einer allgemeinen „Geschichtsmüdigkeit“ der sog. abendländischen Gesellschaft. Andere erklären uns, daß unser Computer-Zeitalter nur exakte, überzeitlich gültige Formeln verwenden kann, deshalb müsse der Historismus, der ja notorisch auf den *Wandel* der Verhältnisse hinweist, als störender Faktor abgeschafft werden. Und wieder andere bringen es fertig, die These von der Überflüssigkeit, ja Schädlichkeit des geschichtlichen Interesses von der Philosophie eines so konsequenten Geschichtsdenkers wie Karl Marx abzuleiten.

Es gehört nicht zu meinem Thema, auf die theoretischen Grundlagen der Antihistorismen einzugehen. Ich möchte jedoch versuchen, speziell dem Streit um den *ethnologischen* Historismus einen Aspekt abzugewinnen, der für das Selbstverständnis unserer Wissenschaft ebenso wichtig ist wie für die

Wertung von Frobenius. Gemeint ist jener Auftrag des Humanismus, den jeder Ethnologe auf seine Weise auszuführen hat: die Würde und die Rechte des Menschen zu stärken, ihre geistige Basis zu festigen.

Alle Spielarten des Antihistorismus haben letzten Endes dieselbe Tendenz: jeglichen geschichtlichen Wandel für Fiktion zu erklären, unserem Denken den Verzicht auf die geschichtlichen Dimensionen der sozialen Existenz aufzuzwingen. Da das historische Denken auch die Gegenwart umfaßt (ja sogar die Erkenntnis der Gegenwart voraussetzt), wird dadurch jegliche Kritik an der bestehenden Ordnung paralysiert. Und da der „eindimensional“ gewordene Mensch (H. Marcuse) gelernt hat, daß ein Wandel ohnehin nur Illusion wäre, überläßt er die Entscheidungen dem Staat – feiner ausgedrückt: der „Struktur“, die ja angeblich ohnehin seiner (des Menschen) mentalen Struktur genau entspricht. Der geschichtslose Mensch lebt wie die Tiere „innerhalb eines punktartigen Horizonts“ (Nietzsche). Er ist seiner Würde beraubt, „verdinglicht“ (Marx). Dafür ist er der denkbar brauchbarste Untertan.

Untersuchen wir nun, in welchem Verhältnis die Forschungen von Leo Frobenius, eines eindeutigen Repräsentanten der historischen Ethnologie, zum Humanismus stehen.

Ich habe behauptet, daß die historische Zielsetzung der Ethnologie für Frobenius *scheinbar* selbstverständlich war. Denn seine Jugendzeit gilt zwar als Blütezeit eines lebhaften geschichtlichen Interesses in ganz Europa, aber dieser Historismus, dessen kausaler Zusammenhang mit der Entstehung des nationalen Bewußtseins nicht zu übersehen ist, war in mehrerer Hinsicht eng und inkonsequent. Man sprach von *Weltgeschichte*, aber die „Welt“ bestand aus Europa; höchstens Ägypten und Vorderasien waren noch von einigem Interesse – aber nur für die Geschichte des Altertums. Leopold v. Ranke, eine der größten Gestalten der Historiographie im 19. Jh., hat selbst Hochkulturen wie China und Indien aus der Weltgeschichte ausgeschlossen und in den Zuständigkeitsbereich der Naturgeschichte verwiesen; und die Bewohner Afrikas, Ozeaniens oder Südamerikas waren für ihn (und für die ganze Wissenschaft) Völker, die „noch heutzutage in einer Art von Naturstand verharren und vermuten lassen, daß... sich der Zustand der Urwelt in ihnen konserviert habe.“ – In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s haben zwar gelehrte Spekulationen über die Entwicklungsstufen der Kultur ein gewisses Interesse an diesen Völkern erweckt, aber nur deshalb, weil man in ihnen die Repräsentanten verschiedener Stadien jener Einbahn-Evolution erblickte, auf deren höchste Stufe die europäische Kultur gesetzt wurde. Mit berechtigtem Hohn verglich vor zwanzig Jahren Alexander Rüstow das Geschichtsbild des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit dem Bild einer Einheitsschule, in der die Afrikaner sitzengebliebene Abc-Schützen sind

gegenüber uns, die wir – dank unseren fabelhaften Qualitäten schon das Abitur hinter uns haben.

Das war das ethnologische Weltbild, das der Autodidakt Frobenius vorgefunden hatte. Viel später, 1933, schrieb er:

„Wir wollen es nicht vergessen, daß noch vor einem Menschenalter (d. h. um die Jahrhundertwende) Afrika in der Vorstellung allgemein-gebildeter Europäer ein trostloses Land, ein Erdteil der Fieber und nur geeignet für Abenteurer und Missionare war. Und seine Eingeborenen halbtierische Barbaren, eine Sklavenrasse, ein Volk, dessen rohe Verkommenheit nur den Fetischismus produziert hatte und sonst nichts.“

Wir können uns kaum mehr vergegenwärtigen, welche kopernikanische Wende im Weltbild der Europäer einige wenige Forscher – und hier in erster Linie Frobenius – erzwangen, als sie der Erkenntnis zum Siege verhalfen, daß die Völker Afrikas und der anderen fremden Kontinente – schlicht gesagt – ihre eigene Geschichte haben. Und das neue Afrika-Bild wurde von Jahr zu Jahr überzeugender, lebendiger, auch dramatischer: Die von Frobenius aufgezeichneten und interpretierten Erzählungen, die bewundernswerten Werke der von ihm entdeckten alten Ife-Kunst, Tausende von ihm untersuchte Felsbilder und unzählige weitere Geschichtszeugen, die erst ihm ihr Geheimnis preisgaben,“ bewiesen unwiderlegbar, daß Afrika eine große, reich gestaffelte kulturelle Vergangenheit besitzt.

Ich versuche nicht zu ermessen, welches Gewicht *dem* Dienst zukommt, den er *unmittelbar* den Afrikanern erwies, indem er ihnen mit den Beweisen für eine große Vergangenheit ein Stück ihrer Würde zurückgab und den Anspruch auf volle Würde erweckte. Die Einflüsse seines *historischen Humanismus* auf das Denken der *Europäer* wage ich jedoch mit Überzeugung als eine indirekte, aber äußerst wirksame Hilfe für Afrika zu bezeichnen. Er entwarf ein humanes Bild von den Völkern und Kulturen Afrikas und gewährte den Europäern – wie er schrieb – „den Einblick in erstaunliche Herrlichkeiten“. Damit waren die *geistigen* Voraussetzungen der Entkolonialisierung im Bewußtsein der Europäer geschaffen.

Heute wissen wir: Auch Europa hat dadurch an Würde gewonnen. Leo Frobenius war, wie in seinem Geschichtsdenken, auch in seinem Humanismus universal.